

Das Leid der Schönheit.

(Roman von M. Roel.)

(5. Fortsetzung.)

Jetzt, nachdem sein Lebensglück ohnehin in die Brüche gegangen war, jetzt konnte Christian auch ruhiger abwarten, wie sich seine Angelegenheiten entwickeln würden. Er hatte es nicht mehr so eilig, Karriere zu machen.

So lebte er sein Alltagsleben weiter, ohne viel in die Zukunft zu blicken.

Der erste Tag war da: Herr Karl Traumichel hatte sich „erklärt“. Natürlich ganz von selbst war er nicht gekommen. Es bedurfte geübter Nachhilfe von Seiten der Mama, und Frau Bärensgruber, die niemals viel Geduld in Worten hatte, gelangte mehrmals bis an den Rand der Verzweiflung.

Was das ein schweres Rügen und Schließen! Nicht von der Stelle war der Mann zu bringen. Sie belagerte sich täglich zu ihrer Vertrauten, sie sei ganz nervös geworden, was heißen sollte, noch etwas nervöser als früher.

Bei jedem Kleinsten mit Traumichel lenkte sie das Gespräch geschickt und unmerklich, wie sie glaubte, aufs Heirat. Herr Traumichel ließ sich dann etwa so aus: „Ich bin prinzipiell gar nicht abgeneigt. Nein, ich kann fast sagen, ich hab' eine gewisse Sehnsucht nach dem Ehestand... Man genießt ja das Seinige gar nicht recht.“

„Sehr richtig! Sie haben halt immer so treffende, gemüthliche Aussprüche.“

„Nicht wahr?“ fragte Traumichel fast verblüfft, weil er nicht beabsichtigt war, so etwas Besonderes gesagt zu haben. „Ich möcht' eine Frau schon gut haben. Alles könnt' sie von mir haben. Ein Mann allein, der kann keinen Luxus treiben. Er muß es nur auf die Frau hinausbringen und mich läßt' es freuen, es einer besser zu bieten, als sie sich's in ihren künftigen Träumen häßt' erhoffen können.“

Dies verknüpfte Frau Bärensgruber etwas, doch sie hielt klaglich an sich.

„Nur die Richtige muß man finden, die Richtige! Was es mit den Unrichtigen für ein Kreuz ist, hab' ich oft genug bei anderen gesehen!“

„Gewiß, man muß eine gute Wahl treffen.“ stimmte Frau Bärensgruber zu. „Aber das kann Ihnen doch nicht schwer fallen. Bei Ihrem Scharfblick!“

Traumichel hatte die Empfindung, daß sie ihm schmeicheln wolle, aber alles, was wahr ist, er war ja wirklich scharfblickend. Ihm machte man kein X vor ein U. „No ja, man hat so seinen Blick“, gefand er. „Aber ich hab' halt doch Zweifel, ob diejenige, die ich im Auge habe und die allein in Betracht kommen kann — er betonte das sehr entschieden —, ob die auch Sympathie genug für mich haben möcht' und sich darüber hinwegsetzen könnt', daß ich kein heuriger Haf mehr bin...“

empfinde, dessen Neuhäres weniger zur Liebe reizte. Vor kurzem hatte sich ein Bekannter von ihm, der um zehn Jahre mehr zählte als er, ein klapperiger Witwer, zum zweitenmal vermählt mit einem zwar häßlichen, aber noch ganz jungen Mädchen, das dem Gatten sowohl wie jedem Besucher die Komödie ihrer Jährliebe für ihren teuren Ebi vorspielte, die auf jeden Zuschauer unbeschreiblich abstoßend wirkte, den alten jungen Gatten hingegen in den siedenden Himmel versetzte.

Das Gespräch aller seiner Bekannten war er, der Meyerhofer, aber glücklich!

Traumichels heimlicher Wunsch war nun im Grunde der, daß Agnes wirklich für ihn empfunden sollte, was die Frau Meyerhofer ihrem Mann bloß vormachte, und jedesmal, wenn er größere Wärme erhofft hatte und Agnes' Benehmen ihn enttäuschte, kühlte er sich selbst abgeteilt, so daß Mama Bärensgruber wieder zu schüren hatte.

Was man für Mühe hatte mit den Kindern! Sie versuchte bei Agnes alle Tonarten: herzlichen Zuspruch und verdrießliches Nörgeln, nicht zu vergessen den bedeutungsvollen Hinweis auf die glänzende Partie, die die Huber-Martha gemacht und die Wender-Willy sicher noch machen würde.

Ja, und wie das ganze Haus und die ganze Welt, womit sie allerdings nur ihren höchst beschränkten Bekanntenkreis bezeichnete, lachen würden, wenn jetzt doch noch aus der glänzenden Heirat nichts würde.

Das war der wirkliche Schreckschuß! Agnes wollte nicht vor den Leuten als diejenige dastehen, der der erste Millionär abgeschmachtet ist. Jetzt, wo der Reichtum schon greifbar nahe vor ihren Widen schwebte, sollte es auf einmal wieder nichts sein?

Im Grunde sah sie nicht ein, daß sie es nötig habe, dem Traumichel entgegenzukommen. Er sollte sich alle zehn Finger ablesen, daß er sie überhaupt belam. Aber wenn es denn schon so war, so zwang sie sich zu größerer Lieblichkeit, als in ihrer Natur lag, und obgleich Traumichel dumpf kühlte, wie sie sich dieses Benehmen abtrug, schmeichelte es doch seiner Eigenliebe, daß das Mädchen seinen Stolz in die Tasche steckte.

So kam es denn endlich so weit, daß eines Nachmittags im Mai Frau Bärensgruber ihre Agnes mit Karl Traumichel im Salon allein lassen konnte, während sie nach hinten zu Gusti ins Mädchenkübchen eilte und sich dort erschöpft auf das Sofa warf.

„Na endlich! Ich hab' fast glaubt, ich erleb' nicht mehr!“ Gusti strahlte über das ganze Gesicht. Ein so reicher Schwager! Das war doch was! Nun würde es ein ganz andres Leben werden. Sie verstand sich ja so gut mit dem Traumichel.

„Wenn nur die Agnes keine Geschichten mehr macht!“ seufzte die Mutter besorgt. „Geh du, mich tragen meine Füß' nicht mehr. Horch' ein bißel an der Schlafzimmertüre!“

„Hab' doch keine Angst mehr, Mama. Sie macht ja ein solches Glück! Das läßt man nicht so leicht aus!“

„Rein, man ließ es nicht so leicht aus!“ In schlaflosen Nächten hatte sich Agnes oft borgefagt, daß sie zureifen müsse, und nun war sie entschlossen, alles zu tun und zu sagen, was der Augenblick erforderte. Mit Romanphrasen verstand Traumichel nicht umzugehen, aber er wiederholte ihr, daß er nicht ein bloßes Anhängsel zu seinem Vermögen sein wolle, und wenn ihr nur an diesem gelegen sei, so sollte sie's beizeiten sagen.

„Alddann, zwischen uns zwoien ist es richtig geworden“, rief ihr Traumichel entgegen, den Arm um Agnes' Schultern legend.

„Rein, wirklich? Wie mich das freut! Wieder Traumichel, daß Sie mein Schwiegerohn werden sollen, das hätte ich mir nicht träumen lassen!“ Ihre Freude wenigstens brauchte sie nicht zu heucheln. Ein Stein war ihr vom Herzen gefallen. Nun hatte sie im Leben doch etwas durchgefegt!... Sie wurde die Mutter einer Millionärin!

Mit Freudentränen fiel sie Agnes um den Hals und küßte sich mit Traumichel. Er eilte indessen aus ihrer Umarmung rasch zu Gusti, die sich ganz willig seine schmeichelnden Küsse gefallen ließ.

Diese größere Bereitwilligkeit fiel ihm schon in dieser Stunde auf. „Sie macht nicht so viel Geschichten“, dachte er.

Gusti's überhöhtes Entzücken über die Wendung der Dinge figelte seine Eigenliebe angenehm. Das gute Ding! Er nahm sich vor, ihr ein großmütiger Schwager zu sein. Agnes kühlte, nachdem die böse Viertelstunde der Erklärung überstanden war, eine große Erleichterung. Nun war es gefchehen, sie war Braut, machte eine reiche Partie. Wie eine rosig Wolke schwebten Vorstellungen von Glanz und heiterem Lebensgenuß vor ihr, das zornig-blaue Gesicht verbedend, das zuweilen vor ihr auftauchen wollte.

„Morgen vormittag also werd' ich in schwarzem Rod und weißer Bindde erscheinen und dem Herrn Bärensgruber meine Aufwartung machen“, sagte Traumichel, „und um die Agnes anhalten. Oder muß es der Grad sein?“

Anhalten! Das klang ja gerade so, als ob der Papa ihn noch abweisen könnte. Und ihr Mann war es imhande und erhob Einwendungen.

„Diese Formalität ist überflüssig. Sie bleiben heute da, und wenn der Papa abends nach Hause kommt, wird er mit einem fait accompli überbracht.“

„Mit was wird er überbracht?“ fragte Traumichel gedankenlos. „Ja so, ich versteh' schon... Na, wenn Sie glauben! Es sieht zwar bei nahe so aus, als ob der Herr Bärensgruber übertrumpft werden sollte. Er wird doch nichts dagegen haben?“

„Rein, was fällt Ihnen ein?“ rief Frau Bärensgruber rasch. „Eben deswegen! Wozu dann noch ein förmliches Anhalten? Der Papa sagt natürlich mit Freuden ja!“

Ueberraschend konnte Herr Bärensgruber die Sache nicht sein; er hatte es ja kommen sehen. Als er nun abends bei der Heimkehr im Vorzimmer auf dem Cosimeter ein paar Pfäfen mit silbernen Köpfen entdeckte, die Traumichel unterdessen angeschafft hatte, galt ihm dies als ausreichendes Warnungssignal, so daß er dem Kommenden mit Fassung entgegen sah.

Freilich, gestimmt trat Traumichel dem Heimeintretenden entgegen und sprach ihn in gezwungenem Hochdeutsch an: „Herr Bärensgruber, die liebe Agnes hat mir heute ihr Jawort gegeben; darf ich hoffen, daß Sie mich gern als Schwiegerohn begrüßen?“

Bärensgruber warf einen raschen, ersten Blick auf Agnes, aber diese lächelte ihm zu. Sie hatte glücklich alle inneren Vorurtheile und Mahnungen zum Schweigen gebracht und sah nur noch das Vortheilhafte der Verbindung.

„Reich sein, reich sein!“ las Bärensgruber in ihren Augen. „Nur dies! Wie eine gezwungene Braut sah sie in diesem Augenblick nicht aus.“

Es war alle Aussicht dazu, daß es tatsächlich regnen würde, denn auch heute war ein trüber, regnerischer Tag gewesen.

Als Traumichel aus dem Tore trat, kühlte er, der doch Witterungseinflüssen so wenig zugänglich war, ein Frösteln, und etwas verstimmt ging er über die schleimig-seuchte Straße hinab, der nächsten Haltestelle der Elektrischen zu.

Den Mond, der am Himmel stand, bedeckte eine schwärzliche Wolke mehr als zur Hälfte, wodurch eine seltsame Beleuchtung entstand.

Er wollte sich eine Zigarette anzünden, bemerkte aber, daß er keine Zündhölzchen mitbrachte, und so sprach er kurz entschlossen einen jungen Mann an, der hier unten in der Straße, wo Bärensgrubers wohnten, auf und ab ging und auf jemanden zu warten schien, wobei der Glühpunkt seiner Zigarette rötlich durch den Schatten glomm.

„Gitt' schon am Feuer!“ sagte Traumichel gemächlich.

Der andere reichte ihm stumm die Zigarette, und während Traumichel seine Zigarette an dieser entzündete und die Flamme heller aufblitzte, sah er dem Feuerpendel von unten herauf ins Gesicht. Es war bleich, fast verzerrt, und aus den Augen des jungen Mannes blickte ihn bei nahe etwas Unheimliches an.

„Was muß der gehabt haben?“ fragte er sich, während er nach kurzem Dant und Gruß seines Weges ging.

„Und wo hab' ich den Menschen denn nur schon gesehen?“ Er hätte so leicht darauf kommen können, da er sich der Stelle, wo es gefchehen, dem Bärensgruberschen Wohnzimmer, so nahe befand. Aber damals, als er Christian Randa oben flüchtig gesehen, war es im Zimmer sehr dämmerig gewesen, und Traumichel hatte überhaupt kein Physiognomiegedächtnis.

Christian blickte ihm finster nach. Er erkannte den Mann nur zu gut. Er hatte ihn ja auch aus dem Hause treten sehen.

„Was such' ich auch hier?“ fragte er sich vorwurfsvoll. Aber wenn er am Abend den freien Lauf ließ, fand er sich, wenn er plötzlich aus tiefem Brüten zu sich kam, immer hier auf diesem Wege nach dem Heim, aus dem er sich selbst hatte verbannen müssen.

Jetzt machte er entschieden kehrt und wanderte seines Weges zurück, dem Stadttinnen zu.

„Rein, ich glaub' noch gar nicht!“ rief Gusti am nächsten Morgen sofort nach dem Erwachen. „Es ist wie ein Märchen, Agnes. Du bist verlobt, und in ein paar Stunden kommt er gewiß mit einem Brillantring angedient. Herrje, wirst du schöne Sachen kriegen! Er hat schon gestern der Mama gesagt, sie brauche sich um nichts zu kümmern. Er tauf' dir die ganze Ausstattung selbst.“

Ein Märchen! Agnes wollte sich's nicht gefallen, daß es ihr eher wie ein Aldrücken vorkam. Die ganze Nacht über, in allen ihren Träumen, hatte der Gedanke sie verfolgt, daß ihr etwas gefchehen sei, ein Uebel auf ihr lasse, an das sie sich nicht erinnern konnte. Nach dem Aufwachen jedoch fiel es ihr ein: Sie war verlobt.

„Die Professorin Wender wird ein Gesicht machen“, sagte Frau Bärensgruber vergnügt.

„Na, und die Tant' Weinlein, die kriegt's Gollensieber!“ septe Gusti hinzu.

er auf Agnes. Für diese aber war es unmöglich, die Ausrufe und Bewunderungsschreie von Mutter und Schwester nachzuahmen, geschweige sie etwa noch zu überhören.

„Er ist sehr schön“, sagte sie einfach, und Traumichel nahm an, daß sie zu überwältigt sei, um Worte zu finden.

Aber Agnes kühlte sich durchaus nicht so beglückt durch das Geschenk, wie sie geglaubt hatte. Immer hatte sie sich's schon vorge stellt, Schmutz zu besitzen, und jetzt ließ der schöne Ring sie kalt. Das haben gewährt offenbar nicht so viel Freude wie das Nichthaben Mißvergnügen.

Traumichel steckte ihr eigenhändig den Ring an den Ringfinger der linken Hand.

„Zuerst muß aber die Ringen da wegnehmen“, sagte er etwas verächtlich, auf die Ringe deutend, die sie an dieser Hand trug. „Die sind nichts wert. Somaß tragt man nicht!... Wieder gar nichts!... Und neben dem Ring da, wie würden sie sich ausnehmen?“

„Ja, ja, natürlich! Legt es ab!“ stimmte die Mutter sogleich zu. „Langsam streifte sie die Ringe ab!“

Den einen, den sie von der Mama selbst hatte, einen billigen Ring aus der Wädchengzeit, dann den Verlobungsring, den sie von dem Papa, den sie zum Namenstag bekommen hatte, als sie vierzehn Jahre alt war, und den sie nur noch am kleinen Finger tragen konnte. Er mochte unbedeutend und kindlich sein, der Ring, aber sie hatte ihn gern. Und hierauf den dritten... Ein paar alte, verbleigte Rautenplättler, in Silber gefaßt. Christian Randa hatte ihr diesen Ring gegeben, und er stammte von seiner Mutter.

Nun war die Hand bloß, die Ringe glitten in die Tasche. Ihr war's, als habe sie alles abstreifen müssen, was sie an die Vergangenheit knüpfte.

Dafür bligte jetzt die brillante Schlange mit den Rubin-Augen an dem schlanken Finger ihrer weißen Mädchenhand.

Sie stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, denn ihr war, als habe sie bereits das Schlimmste überstanden.

Daß sie sich für den Ring auch bedanken müsse, war ihr ganz entfallen, aber die Mutter, die wohl sah, daß Traumichel schon ganz verblüfft auf den Dank wartete, erinnerte sie daran: „Mir scheint, du bedankst dich gar nicht.“

Schüchtern streckte sie die Hand aus, aber Traumichel gab sich damit nicht zufrieden. Er zog sie an sich und küßte sie ab, daß man's im Nebenzimmer schnalzen hören konnte.

Agnes war nahe daran, sich loszureißen, ehe er sie von selbst freigab. So laut zu küssen! Und immer blieb eine feuchte Spur zurück! Der Widerwille reichte sich in ihr.

Doch auch Traumichel war nicht recht zufrieden. Sie hielt sich so fest beim Küssen, und jetzt sah er gar, wie sie sich abwischte.

„Nur nicht zimperlich, Agnes! Das kann ich nicht leiden!“ rügte er. „Ich bin ein ehrlicher Mensch, ein großer Mädel“, wachte er sich an die Mutter. „Ich sag' lieber gleich offen, wenn mir was nicht paßt!“

„Natürlich, nur sagen!“ ermunterte ihn die künftige Schwiegermama leutselig. „Die Agnes ist es halt nicht gewohnt.“

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Sie war es doch nicht gewohnt. Er mußte also ein wenig Nachsicht haben. Besser doch, man kam an eine, die mit dem Küssen noch nicht vertraut war, als an eine, die zu viel Übung besaß.

Dafür tat er sein möglichstes, Agnes in den nächsten Tagen an bräutliche Jährliebe zu gewöhnen, und das junge Mädchen, dem die Mama eine scharfe Strafpredigt gehalten hatte, sie sollte sich nicht so anstellen und den Verlobten nicht vor den Kopf stoßen, nahm sich zusammen und hielt still. Aber es kostete sie große Ueberwindung, Traumichel nicht fortzustoßen, sich seine Küsse nicht abzuwischen.

Gerade dies verursachte ihr die Empfindung, daß sie in die Sklaverei verkauft sei, und zwar bloß deshalb, damit die Ährigen sich's gut gefchehen lassen könnten.

Die Frohlaune Gustis und der Mutter belebte sie innerlich.

Gewiß, die konnte leicht im siebenten Himmel sein. Sie brauchten nichts Unangenehmes auszuhalten. Nur sie mußte den Preis zahlen.

Die Mutter hatte vor lauter Eriumph ganz den Kopf verloren. An den Nachmittagen rante sie zu Bekannten, die sie sonst gar nicht zu besuchen pflegte, bloß um mit dem Glück zu prahlen, das ihre Agnes machte, und sich an den Geschichten zu weiden, die andre, minder beglückte Mütter dazu schmiten.

Auf der Straße hielt sie Leute an, die sie sonst nicht einmal zu grüßen pflegte, um ihnen zuzurufen: „Haben Sie schon gehört, die Agnes hat sich verlobt!“ Traumichels Million wuchs in ihrem Munde zu einem wahren Hochschilddermögen an.

Agnes stand bei solchen Gesprächen wie auf Nadeln. Während die so angefallenen Frauen nachgedrungen

Milliönwünsche vorbrachten und teilnahmsvoll und erfreut taten, las sie ihnen die wahren Empfindungen mit der größten Deutlichkeit von der Stirn.

Wozu den Reib der Leute herausfordern? Aber es war völlig vergebens, der Mutter das vorzustellen. Man hatte gar keinen Einfluß auf sie.

„Wenn ein die Mama wirklich so gern häßt, wie sie tut“, kühlte Agnes, „so ließe sie sich etwas mehr beeinflussen und brächte einen nicht in solche Verlegenheiten.“

Ein oder das andere Mal kam sie mit ihrem Progen auch über an.

So hielt sie eines Tages an einer Straßenbahnhaltestelle eine Beamtenfrau, mit der man einmal auf demselben Gang gewohnt hatte, an. Die Frau Mayer besaß drei grundtägliche Töchter, die sie nie anbringen konnte, und desto größeres Vermögen bereite sie Frau Bärensgruber, in den Kopf mit Agnes' Glück wirblig zu machen.

Aber die verkommene Frau mit dem verkniffenen, schmalen Gesicht gab sich durchaus keine Mühe, erfreute Teilnahme zu bezeigen. Sie hörte störrisch zu, und als die Bärensgruber doch endlich einmal Atem schöpfen mußte, öffnete sie die Lippen, um mit beherrschender Ralte zu sagen: „So ein Glück wer'n meine Mädchen nie machen. Aber — Gott sei Dank! — ich bin recht zufrieden!... Die Lina ist bei der Omnibusgesellschaft, die Jonni bei der Post und d'e Germin gar im Ministerium. Sie sind alle drei brav und fleißig, haben ihr gutes Auskommen und ihr festes Brot. Es braucht sich keine von ihnen für Geld zu verkaufen!“

(Fortsetzung folgt.)